

Die Ausbildung eines jungen Ritters: Kindheit und Jugend Oswalds von Wolkenstein

Max Siller

0. Vorbemerkung

Jede Form von Ausbildung und Erziehung orientiert sich an bestimmten Werten. Ein Wertesystem „nährt“ – vielleicht könnte man auch sagen: reflektiert – „die Träume und die Utopien“ (Duby 1990, 32) einer Gesellschaft, es erzeugt soziale Regeln und moralische Vorschriften, die auf dem Weg der Erziehung von Generation zu Generation weiter tradiert werden, relativ stabil sind und die historisch aktuell prävalenten sozialen Verhältnisse stabilisieren, wobei im mittelalterlichen Europa stets eine gewisse Abgleichung mit christlich-religiösen Vorstellungen stattfand (s. Duby 1990, 32 f.).

Die auf den Wertesystemen fußenden Ideologien und ihr Beharrungsbedürfnis be- und verhindern auch neue Wege in der Erziehung, erschweren potentielle innovative Entwicklungen bei neuen Generationen und lassen auch diese ‚Nachkommen‘ im Erwachsenenstadium und im Alter gerne zu ‚eingelernten‘, konservativen Vorstellungen zurückkehren. So wurden etwa – trotz schrecklicher Erinnerungen der jeweils Betroffenen – Humiliation und Gewalt als pädagogische Instrumente von Generation zu Generation weiter vererbt. Der Psychohistoriker deMause (2000, 91) stellt im Zusammenhang dieser „transgenerationalen Weitergabe“ (Richter-Appelt 2001) von erzieherischer Gewalt fest: „Jahrhundert um Jahrhundert wuchsen geschlagene Kinder heran und schlugen wieder ihre eigenen Kinder“ – und gaben damit in einem leidvollen ‚Feed-back‘ ihre schweren Traumatisierungen weiter (s. Frenken 1999, II 690) und sorgten dafür, dass die „Kette der Gewalt“ (Miller 2007, 10) nicht abbricht. Und im Zivilisationsprozess der menschlichen Gesellschaft haben wir noch einen weiten Weg vor uns, wenn man bedenkt, dass sich dem Vorstoß Schwedens aus den siebziger Jahren, Gewalt gegen Kinder gesetzlich zu verbieten, bis zum Jahr 2007 bloß 17 der 192 Mitgliedsstaaten der UNO angeschlossen haben (Miller 2007, 107 f.).

Positive und negative Kontinuität basiert auf der Angst vor Störung eines als notwendig erachteten Gleichgewichts, bedingt wohl durch die

Notwendigkeit und Gewissheit eines existentiellen Urvertrauens von Gesellschaften: „Zum Schutz ziehen sie sich unter einen Panzer von Gewohnheiten zurück und finden ihre Sicherheit im Respekt vor einer Weisheit, deren Gewährsleute die Alten sind.“ (Duby 1990, 36). Im Spätmittelalter zeigt sich diese grundsätzlich konservative Haltung sehr deutlich in OsvW Reimpaarrede Kl 112, einem im Alter geschriebenen ‚Rechtsgutachten‘ (A. Schwob, Biographie 1977, 294; auch die folgenden Zitate beziehen sich jeweils auf die Biographie). Wenngleich OvW der Meinung ist, dass *ain gwonhait bös, wie alt die ist* (Kl 112,247), abzustellen sei, schätzt er doch *redlich alte gwonhait* (Kl 112,258) und *güte gwonhait alt* (Kl 112,220; 250) über alles (s. A. Schwob 1977, 294 f.; vgl. auch Ehlers 2008, 95). In unserem Kontext mag zur Erläuterung des Gesagten der Hinweis auf eine Äußerung OsvW genügen: *Gút mütter, hand ir nie gelesen, vor langer zeit: / „ie lieber kind, ie grösser besen!“?* (Kl 30,43 f.).

Vor langer zeit: je älter, desto besser, weil – vorgeblich – desto bewährter!

1. Bildung – Ausbildung

Der Titel meines Beitrags spricht von ‚Aus-bildung‘ des jungen Ritters. Es ist bekannt, dass die Erziehung der adligen Frau nach völlig anderen Kriterien erfolgt als die des Mannes (s. z.B. Grundmann: Frauen, 1978; Schreiner 2004, 216–218; 221 f.). Wenn wir von Ausbildung des männlichen Adels sprechen, so deshalb, weil ‚Bildung‘, die Aneignung von gelehrtem Wissen, etwa des Lesens und Schreibens, bis zum späten Mittelalter nicht als erstrebenswert für eine adlige Lebensführung galt (s. Schreiner 2004, 199). Es mag ab dem 12. Jahrhundert einzelne litterate Laienadlige gegeben haben. Allbekannt ist jener *ritter só gelêret was, daz er an den buochen las, swaz er dar an geschriben vant*. Aber dieser dichtende Ministeriale Hartmann, *dienstman ze Ouwe*, findet seine Lesekompetenz so bemerkenswert, dass er sie (zweimal) ausdrücklich hervorhebt (Hartmann von Aue: *Der arme Heinrich*, V. 1–5; *Iwein*, V. 21 f.). Auch mögen Gelehrte wie etwa Vinzenz von Beauvais im 13. Jahrhundert – Vinzenz’ Erziehungsschrift *De eruditione filiorum nobilium* entstand zwischen 1247 und 1249 – mit Blick auf den Adel proklamieren, der vollkommene Mann (*perfectus homo*) müsse sowohl lesen als auch schreiben können (Schreiner 2004, 208; 222). Aber noch um 1411 hält es Hans Vintler für *widerwärtig* (‚verkehrt‘), *wenn der ritter püeche schreibt, / und das der münich barnasch trait*. (*Blumen der Tugend*, V. 9473 f.; 9484).

Damit bestätigt der Bozner Neuedle für das ausgehende Mittelalter, was Jahrhunderte vor ihm Gelehrte beklagt haben. So bietet etwa Wipo, der Kanzler Kaiser Konrads II. und Heinrichs III., in seinem um 1041

vollendeten *Tetralogus* eine Beschreibung des trostlosen Zustands der ‚Schulbildung‘ deutscher Adliger: Den Deutschen scheine es „unwichtig oder schandbar (*vacuum vel turpe*), daß man irgendjemanden unterrichtet, es sei denn, er wollte Geistlicher werden“ (zitiert nach Bumke 1986, 602). Mag seit dem 11. und 12. Jahrhundert von den Gelehrten „Bildung als Norm adliger Lebensführung“ (Schreiner 2004) eingefordert worden (s. Grundmann: *Litteratus*, 1978, 52 f.) und als unumkehrbares Element des spätmittelalterlichen Zivilisationsprozesses wahrnehmbar sein, grundsätzlich gilt: „Was Adlige über die Bibel, über Kirchenväter und römische Klassiker wußten, wußten sie aus mündlicher Überlieferung oder durch aufmerksame Aneignung dessen, was andere ihnen vorgelesen hatten.“ (Schreiner 2004, 200). Und die literarische Bildung eines Hans Vintler ist im Kontext der patrizisch-städtischen Lebensführung zu sehen, an der die Vintler-Sippe zu Beginn des 15. Jahrhunderts sicher noch partizipierte. Dass (auch) Wissen Macht ist, hat schon der adlige Kleriker Walter Map (* um 1140; † zw. 1208 und) erkannt und wütend festgestellt, dass die Adligen ihren Kindern nicht das Lesen beibringen lassen (Bumke 1986, 600), stattdessen ließen „die Unfreien, Knechte, Bauern ihre Mißgeburten in den ihnen nicht zukommenden Künsten erziehen“ (Grundmann: *Litteratus*, 1978, 51; s. auch Bumke 1986, 600).

In Sterzinger Fastnachtspielen des frühen 16. Jahrhunderts, in *Venus* (*Sterzinger Spiele* IV, 2, besonders V. 834–841) oder in *Rex Viole cum filia sua* (*Sterzinger Spiele* IV, 3, besonders V. 826 f.; ähnlich V. 881–886) werden dann ungebildete Adlige vorgeführt und von Scholaren im Werben um Venus ausgestochen, wobei sie auf die, wie es scheint, für sie typische Weise reagieren: mit Aggression und nackter Gewalt gegen den Kontrahenten. Nach Meinung dieser Bühnen-Helden soll sich die ‚Eroberung‘ einer Frau wie die Gewinnung eines Beutestücks abspielen, im Kampf auf Leben und Tod.

Bei aller komischen Brechung reflektieren die Spiele – und eine analoge Szene findet sich im Lied »*Ain burger und ain bofman*« OsvW (Kl 25) – doch Elemente bürgerlicher Wahrnehmung bezüglich einer spätmittelalterlichen Aristokratie, die gleichsam Unbildung als Vorzug und Gewalttätigkeit als ständisches Privileg verstand. Tatsächlich wird es noch lange dauern, bis sich die Ansicht des Erasmus von Rotterdam von der Komplementarität von „Literarisierung und Zivilisierung“ (Kühlmann 2004) allgemein durchsetzt: *Pro nobilibus autem habendi sunt omnes, qui in studiis liberalibus excolunt animum* – „Alle, die ihren Geist in den freien Künsten verfeinern, sind als Adlige anzusehen.“ Die hier (nach Kühlmann 2004, 286) anzitierte Schrift *De Civilitate morum puerilium* stammt aus dem Jahr 1530. Vorläufig hält sich der Adlige schon aufgrund seiner ‚Welt-erfahrung‘ etwa im rechtlichen Bildungsbereich einem Gelehrten für ebenbürtig und ei-

nem illitteraten Bauern sowieso für himmelhoch überlegen. So formuliert etwa Oswald (Kl 112,279-284) die Vorzüge eines weitgereisten Edelmanns (seines Schlags?). Allerdings sind zwischen hohem und niederem Adel gewisse Unterschiede feststellbar. Im Hochadel, dem königliche, fürstliche und edelfreie Geschlechter zuzuordnen sind (zusammenfassend zur hierarchischen Struktur der mittelalterlichen Gesellschaft s. etwa Bumke 1986, 43–54), hat sich eine gewisse Bildung schon früher durchgesetzt, galt doch schon seit dem frühen 12. Jahrhundert der Spruch *rex illiteratus asinus coronatus* – „Ein ungebildeter König ist ein gekrönter Esel“ (William von Malmesbury um 1120, s. Bumke 1986, 596 f.), den dann Freidank in seiner Spruchsammlung *Bescheidenheit* (140,3 f.) verdeutscht weiterentwickelt: *Swâ man den esel kroenet, / da ist daz land gehoenet.*

Im Hochmittelalter bescheinigen französische Chroniken Mitgliedern von Fürsten- und Grafenfamilien zunehmend, sie seien „dem Waffenh Handwerk und den Wissenschaften ergeben“ (Bumke 1986, 598), deutsche Könige und Fürsten scheinen bis zum 14. Jahrhundert großteils Analphabeten gewesen zu sein (Bumke 1986, 596–606).

2. Ausbildung zur ‚Ritterschaft‘

Im niederen Adel, bei den Ministerialen, die sich seit dem 13. Jahrhundert gleichwohl zur Nobilität zählten (s. Bumke 1986, 48–51), mag jene „zutiefst in den Lebensmechanismen verwurzelte Abwehr jeder Innovation“ (Duby 1990, 34) besonders stark ausgeprägt gewesen sein. Die Niederadligen legitimierten ihre Bildungsfeindlichkeit weiterhin mit der Verpflichtung zur *militia*, zur ‚Ritterschaft‘ (Bumke 1986, 597). Bis in die frühe Neuzeit wurden Adlige, die Universitäten besuchten, von ihren Standesgenossen als „Bücherfresser“ und *schreiber* (Studenten) verhöhnt. Ein deutlicher Anstieg von adligen Universitätsstudenten ist erst ab der Mitte des 15. Jahrhunderts festzustellen (s. Schreiner 2004, 226 f.; 235 f.; s. auch A. Schwob 1977, 255). Bis in die Neuzeit hinein behielt die Dreiständelehre den Alleinanspruch auf sozialpolitisches Setting. Bei OvW erscheinen die drei gottgewollten Stände – *got hat drei tail geordent schon* (Kl 112,163) – als *gaistlich, edel und arbeiter* (Kl 112,166; ebenso Kl 113,9) und ihre (obersten) Repräsentanten sind *bâbst, kaiser* und *panman* (Kl 113,1). In zahlreichen Texten wurde die Lehre von der Dreiteilung der Stände ideologisch und religiös begründet und zementiert und insbesondere die Ritteridee religiös untermauert (*miles christianus*), historisch legitimiert und in das Gesellschaftssystem eingeordnet (s. Arentzen/Ruberg 1987, 30–86). Die Idee von Nähr-, Wehr- und Ehrstand gab dem Ritter das Ziel vor, Klerus und Bauern zu beschützen und gegen Feinde zu verteidigen (s. z.B. Bumke 1986, 39–43): *streitten sol die*

ritterschaft, meint OvW (Kl 112,170). Im Gegenzug habe der Klerus die Aufgabe, für die zwei anderen Stände zu *bitten tag und nacht [...] gottes kraft* (Kl 112,168 f.), der Bauer habe allesamt zu ernähren (Kl 112,172-174). Das Ausbildungsziel für adlige Männer ist demnach *virtus* im Sinn von Kriegstüchtigkeit. Sie befähigt zur Ausübung von Herrschaft, in der Idealvorstellung eben zum Schutz der (wehrlosen) Untertanen.

Der Friulaner Kleriker Thomasin von Zerclaere entwirft in seinem 1215–1216 für die Nobilität geschriebenen Lehrgedicht *Der Welsche Gast* (V. 1041–1048) ein anspruchsvolles Erziehungsprogramm für junge Adlige, das eine Orientierung an literarischen Gestalten wie Gawein, Cliges, Erec, Iwein, König Artus und König Karl vorsieht. Er geht von der Annahme aus, dass *guot äventiure zucht mært* (*Der Welsche Gast*, V. 1138; s. Ehlers 2008, 51 f.; Winter 1984, 110). Einen Fürstenhof des 13. Jahrhunderts mag solche Lehre berührt und zur Steigerung des höfischen Verhaltens, der *curialitas*, der *bövescheit* seiner Bewohner beigetragen haben, aber der Großteil des niederen Adels wird mit einem solchen Eliteprogramm kaum je in Berührung gekommen sein (s. Ehlers 2008, 46 f.). Und am Vollzug eines zivilisationshistorischen Werteschwenks wird sich ein armer kleiner Ritter kaum beteiligt haben. Ihn mag allenfalls der Traum vom Glück eines Iwein beseelt haben: einen Landesherrn zu erschlagen und dessen Frau und Land zu überkommen.

3. Oswald von Wolkenstein: Kindheit

Es wäre eingangs natürlich sehr viel ausführlicher über das ‚Ich‘ im Œuvre OsvW zu handeln, als der Raum es hier zulässt (siehe zum Folgenden Siller 2006). Nach meinem Dafürhalten ist die Diskussion darüber, wie weit dieses *Ich* ein rein ‚lyrisches‘ Ich oder (auch) von biografischer Relevanz ist (s. zusammenfassend Spicker 2007, 38–51; ferner Müller [Die Lieder] im vorliegenden Band), durch die akribische Untersuchung der ‚Gefangenschaftslieder‘ durch A. Schwob (1979; s. jetzt auch Voss 2005) als grundsätzlich abgeschlossen zu betrachten. In sehr vielen der 2000 Belege für das Personalpronomen *ich* und dessen Flexionsformen *mein*, *mir*, *mich* (s. Jones/Mück/Müller 1973, 626; 653–661; 642–650; s. auch Mittelhochdeutsche Begriffsdatenbank/MHDBDB, dazu Springeth im vorliegenden Band) lässt sich ein rein imaginiertes, fiktives Ich von einem autobiographischen Ich des Typs *ich Wolkenstein* relativ deutlich trennen. Niemand wird leugnen, dass dieser Tiroler Ritter sein Leben in seinen Liedern stilisiert, dass er – wie jede (auch nichtliterarische) Autobiographie – historische Fakten auf seine subjektive Art und Weise ‚interpretiert‘. Aber OvW ist nicht mit anderen mittelalterlichen Lyrikern des Typs Wal-

ther von der Vogelweide zu vergleichen. Von diesem haben wir bekanntlich ein einziges sicheres Lebenszeugnis, OvW begegnet uns dagegen in Hunderten von Urkunden, die bisher vorliegenden drei Bände der *Lebenszeugnisse Oswalds* umfassen 276 Stücke. Und die minutiöse Analyse des genannten Teilcorpus der ‚Gefangenschaftslieder‘ in der Gegenüberstellung mit dem urkundlichen Material hat exemplarisch gezeigt: OvW stilisiert seine Vita, aber er ‚erfindet‘ sie nicht. Und wo das lyrische Ich gar mit dem Namen des Autors verbunden erscheint, darf man wohl eine besondere ‚biographische Authentizität‘ (Müller 2004, 86) annehmen, das heißt, das lyrische Dichter-Ich darf zuweilen – mit der gebotenen Vorsicht – mit dem dem biographischen Ich des Tiroler Ritters gleichgesetzt werden.

Wenngleich sich der Erwachsene historisch markanter als jeder andere mittelalterliche Dichter fassen lässt – die maßgeblichen Biographien von A. Schwob, Kühn und Robertshaw erschienen alle im Jahr 1977 –, so bewegt man sich doch „für die ersten vierundzwanzig Jahre auf ungesichertem Boden“ (A. Schwob 1977, 22). In der ‚autobiographischen‘ Ballade Kl 18 hält der 38-jährige OvW „Rückblick und Ausblick“ (Kühn 1979, 176). Hier, aber auch sonst in all seinen Liedern, erfahren wir nichts über seine frühen Kinderjahre. Hatten seine Familie, seine Eltern und Geschwister für ihn, wie vielfach im Mittelalter (s. Ariès 1998, 469–501), eine so geringe Bedeutung gehabt, dass sie ihm nicht erwähnenswert erscheinen? Hat der Knabe Oswald eine – wenigstens rudimentäre – schulische Ausbildung genossen? Der Eingang von Kl 18 zeigt ein lyrisches Ich im Alter von zehn Jahren: *Es fügt sich, do ich was von zehen jaren alt, / ich wolt besehen, wie die werlt wer gestalt* (Kl 18,1 f.).

Zieht man den „mangelnden Sinn für die Kindheit im Mittelalter“ und die für die Zeit (und damit auch für Oswald) charakteristische „Indifferenz gegenüber dem Kind“ (Ariès 1998, 51; s. auch Winter 1984, 67–77) in Betracht, verwundert es nicht weiter, wenn dem Dichter nicht in den Sinn kommt, über sein erstes Lebensjahrzehnt zu berichten. Die Feststellung des lyrischen Ichs, den Wunsch verspürt zu haben, als Zehnjähriger die Welt zu erkunden, klingt fast nach der für Oswald typischen Selbstironie. Ähnlich kommentiert er bekanntlich die Katastrophe seines Schiffbruchs im Schwarzen Meer (Kl 23,65-72): Er habe das Schwimmen erlernen wollen (*schwimmen wolt ich leren*) und auf dem Meeresgrund mit seiner Nasenspitze nach Fischen gesucht. Jedoch auch hinter diesem *wollen* haben wir die mittelalterliche Vorstellung zu sehen, der zufolge ein Kind, „kaum daß es sich physisch zurechtfinden konnte, Übergangslos zu den Erwachsenen gezählt [wurde]“ (Ariès 1998, 46). Irgendwie scheint der inzwischen bald 40-Jährige dieses einschneidende Erlebnis seiner Kindheit eingeordnet zu haben, denn, so das lyrische Ich, *es fuegte sich*: „es gehörte sich / es schickte sich“. Diese Aussage korrespondiert mit jener Ansicht, die Os-

wald gut zwei Jahrzehnte später äußern wird. In seiner Reimpaarrede (von 1438) meint der Dichter nämlich – unter anderem auf den Kreuzzugsgedanken und auf die *militia Christi* anspielend (s. A. Schwob 1977, 24–26; vgl. Bumke 1986, 399) –, das, was sich *aim ritter zu gebiert*, sei, dass er

[...] *sich der welde manig jar
zu güter mass ervaren bett
durch manig kungereich, lant und stet,
in fürsten böfen hin und her,
ain tail der haidenschaft entwer (Kl 112,2-7)*

Und das ist historisch sicher richtig und – im Übrigen bis in die Neuzeit hinein – tatsächlich Usus, dass Kinder, vor allem Nachgeborene aus ärmeren Adelskreisen, in zartestem Kindesalter (manchmal sogar schon mit sieben Jahren) ihr Elternhaus verlassen mussten, als Diener oder Pagen in andere Häuser verschickt oder einem landfahrenden Ritter ‚anvertraut‘ wurden (s. Orme 2003, 317–321; deMause 2000, 71–73; vgl. auch Bumke 1986, 433 f.; Ehlers 2008, 63 f.).

Trotz mangelnder Selbstaussagen und fehlender Lebenszeugnisse fragen wir: Wie war Oswalds erstes Lebensjahrzehnt verlaufen? Eines dürfen wir festhalten: Die Untersuchung der „innerfamiliäre[n] Beziehungen“ der Wolkensteiner durch U.M. Schwob (2000, 374–377; 380 f.) legt nahe, dass Oswald keine sehr friedvolle, harmonische frühe Kindheit erlebt haben dürfte. Oswalds Mutter hat eine Tochter (Anna) den anderen Kindern gegenüber (1392) eklatant bevorzugt, gegen ihren ältesten Sohn, Michael, musste sie sogar (1402 und 1404) Freunde und Gerichte bemühen. Martha konnte ihre Erbschaftsansprüche gegen ihren Bruder Oswald nur im Prozessweg durchsetzen. Bekannt ist, dass Oswald (um 1404) zusammen mit seinem jüngeren Bruder Leonhard der Gattin Michaels Schmuck und Geld entwendete, versteckte und verschacherte, dann die Frau beschuldigte, sie habe die Kleinodien mit ihrem Liebhaber durchgebracht; Zeugenaussagen zufolge hätte daraufhin Michael seine Frau, wäre sie zu Hause gewesen, umgebracht; später verprügelte er Oswald fürchterlich, verletzte ihn mit dem Schwert lebensgefährlich und setzte ihn gefangen. Dieser Aufsehen erregende Kleinodiendiebstahl war noch Jahrzehnte später Gesprächsthema (s. LZ. 218; s. A. Schwob 1977, 34–36; Kühn 1979, 50–54).

Ein Element in der Erziehung Oswalds darf als sicher gelten: die Rute. Eine Erziehung ohne körperliche Züchtigung war kaum vorstellbar, wobei sich das christliche Abendland auf den perversen Spruch der Bibel berufen konnte: *Qui parvit virge, odit filium* (Sprüche 13, 24) – „Wer die Rute schont, hasst sein Kind“. Das – übrigens bis in die neueste Zeit gültige – Sprichwort „Je schärfer die Rute, je besser das Kind“ (Wander 3, 1780, Nr. 33) illustriert die Spirale der Gewalt, an deren stetige Steigerungsfähigkeit die meisten glaubten (s. Orme 2003, 84 f.; Arnold 1980, 78–86).

Gewalt war ein Grundelement der Kindererziehung (s. Dinzlacher 2003, 406–408), aber OvW hat – wie alle geschlagenen Kinder über die Jahrtausende herauf – seine schlimmen Kindheitserfahrungen nicht reflektiert und orientiert sich an alten ‚pädagogischen‘ Mustern, wenn er als Mittvierziger sein Unverständnis darüber zum Ausdruck bringt, wie ein Mann so unvernünftig sein könne und *sein kind nicht ziehen kann / und lat es gan so gar an alle rütte* (Kl 30,37-40). Oswald zeigt hier eklatant die von Miller (2007, 8 f.) als ‚Denkblockade‘ beschriebene Verleugnungshaltung: „Die Verwirrung des kleinen Kindes, gepaart mit der Verleugnung des Leidens, hinterlässt im Erwachsenen offenbar den Unwillen oder die Weigerung, das Problem des Schlagens kleiner Kinder zu reflektieren.“ In der Pose des Pädagogen rät Oswald den „guten Müttern“ eindringlich zum Brechen des kindlichen Willens und zu eifrigem Gebrauch der Rute (Kl 30,43 f.; s.o.): „Je mehr man ein Kind liebt, desto heftiger soll man es züchtigen.“ Diese perverse Ansicht variiert Oswald in sarkastisch-satirischem Kontext und beschreibt damit die brutale Folterung durch seine ehemalige Geliebte: *Es schadt nicht, was die liebe tüt, ie zarter kind, ie grösser rüt* (Kl 59,34 f.).

Auf den ersten Blick skurril, bei näherem Hinsehen eine doch viel sagende Gleichsetzung! In so grotesken Zusammenhang nämlich hier die Kinderzucht-Maxime gerückt wird, in so manifester Art und Weise zeigt sich, wie Oswald (und natürlich ‚gezüchtigte‘ Kinder allgemein) Gewalt erlebten: In der Tortur in feindlicher Gefangenschaft taucht die verdrängte Erinnerung an die Kindheit wieder auf.

4. Oswald von Wolkenstein: Jugend

Das zehnjährige Kind kommt nun ins Milieu von Berufskriegern (s. A. Schwob 1977, 22 f.). In der ersten Strophe seiner Lebensballade Kl 18 berichtet Oswald von *ellend* und von *armuet, not, swerer buess*, von manchen blutigen Verletzungen. Raub und Diebstahl, galgenwürdige Verbrechen, gehören nun zu seiner jugendlichen Sozialisation. Oswald war *renner* und *marstaller*, war also ‚Schildknecht, Rossknecht, Stallknecht‘. Was hat es zu bedeuten, wenn der Dichter sagt: *Ich loff ze füss*, bis zu seinem 24. Lebensjahr habe er nämlich kein Pferd besessen?

Werfen wir hier einen Blick auf das Schicksal jener Kinder und Jugendlichen, die als ‚Renner‘ einen Ritter begleiteten, das heißt, tagaus tagein hinter einem Pferd her liefen. Um 1300 hat Hugo von Trimberg in seinem *Renner* (V. 7391–7418) eindrucksvoll *Von schiltknappen (Von schiltknechten vnd von armen puben)* und ihrer Lebensweise geschrieben: ‚Man sieht sie rauben, morden, ein lockeres Leben führen, fechten und kämp-

fen. Ohne je zur Ruhe zu kommen, führen sie ein Leben in (ständiger) Angst.' (Hugo von Trimberg, *Der Renner*, V. 7403–7407). Obwohl das Leben dieser Menschen eine einzige schwere Mühsal sei, obwohl ihnen auf Erden nie etwas Gutes widerfahre, so bringe ihnen das doch keinen Nutzen für ihre Seele, ja, sie setzten in ihren Kämpfen ihr Seelenheil aufs Spiel. Ein Schildknecht, so Hugo (*Renner*, V. 7418) lapidar, *bât der werlde und gotes baz*: „Er wird von den Menschen und von Gott gehasst.“

Noch genauere Details erfahren wir um 1350 in den Reimreden Heinrichs des Teichners (Nr. 132: *Von den schiltknechten*; Nr. 635: *Von eim peschaiden man geslecht und von einem armen schiltknecht*). Er werde, so lässt der Teichner (Nr. 635) einen *armen schiltknecht* klagen, von seinem Herren andauernd und wegen jeder Kleinigkeit *z[e]plawen; stich und slach, sleg und stoss* erhalte er, *das ich sterben mocht davan*. „*Faiger pueb!*“ („verdammter Bube“) sei die normale Anrede, gepaart mit schrecklichen Drohungen: „*faiger pueb, man solt dich henkechen. / zvar, ich wil dir dran gedenechen!*“ Abends, wenn man in eine Herberge komme, setze sich der Herr zur Ruhe, *so get der schilt chnecht arbeit an*: den Herrn entkleiden, dann die Pferde versorgen, todmüde und hungrig sich ein Weilchen auf eine Bank legen, nein, sich an eine Wand lehnen, bis der Herr ruft: „*nu eil! leg auf den satel! ez ist tag!*“. Der Teichner (Nr. 132) behauptet, er kenne keine Lebensweise, die so hart sei: *Ich waiz chain als berten or[d]en*. Wenn einer dies alles um seiner Seele Heil willen erlitte, wäre er der größte Heilige. Aber diesen Burschen sei die Höllenpein gewiss, denn mit Fluchen und anderen Freveln verwickelten sie sich die Seligkeit. Bei den Bauern sei es daher ein geflügeltes Wort, *daz niemen die hell als hart ervecht/ als die arm schiltknecht* (Teichner 132, 59 f.).

Heinrich der Teichner starb um die Zeit, als OvW geboren wurde. An der Lebensweise dieser ritterlichen Kinder und Jugendlichen hat sich nicht viel geändert. Noch lange nach Oswald erfahren wir z.B. aus der Autobiographie des Ludwig von Diesbach (1452–1527), der als 14-jähriger in die ‚Obhut‘ eines Ritters gegeben wurde, er sei „ständig von Hunger, Durst, Hitze und Frost geplagt“ gewesen (s. Frenken 1999, I 304).

5. Oswald von Wolkenstein: Vom Schildknecht zum Hofmann

Oswalds ‚Ausbildung‘ war nun vollendet. So ausgebildet, so – in mehrfachem Sinn – ‚zugerichtet‘, kehrte Oswald um 1400 heim. Wie sollte sich ein solch entwurzelter Draufgänger, ein solcher Rabauke in einer zivilen Gesellschaft wieder zurechtfinden und sich darin eingliedern? Hinzu kam, neben ökonomischen Problemen (s. A. Schwob 1977, 27–29) die grundsätzliche Verachtung seines Standes in großen Teilen der Gesellschaft, die

er später selbst poetisch in dem Lied *Ain burger und ain hofman* (Kl 25) thematisieren wird. Die soziale Reintegration musste missglücken. Offenbar nahm er die nächstbeste Gelegenheit wahr, um wieder dem erlernten blutigen Handwerk, der *militia*, nachzugehen: Er schloss sich – auf eigene Kosten, das heißt, in der Hoffnung auf Beute – dem Italienfeldzug König Ruprechts an (s. A. Schwob 1977, 29 f.). An ‚Preußenfahrten‘ (Raubzüge gegen Litauer, Tataren und Russen im Gefolge des Deutschen Ordens) dürfte er sich 1399 und 1402 beteiligt haben (s. LZ 5 und 18).

Erst im Jahr 1415, auf dem Konzil zu Konstanz, bekommt Oswald einen seiner ‚Ausbildung‘ adäquate Anstellung. Ein skrupelloser Höfling seines Typs eignete sich vorzüglich als *diener und hofgesinde* eines Fürsten; sprachengewandt und weitgereist, aber vor allem ein perfekter ‚Bodyguard‘ – *Du ste vor im, tritt binden nach* (Kl 11,49) –, war er am Hof des Königs Sigmund willkommen (s. LZ 70; A. Schwob 1977, 104–107). Auf riskanten Gesandtschaftsreisen konnte er sich gleich hervortun und bei einer Mohrenhatz in Nordafrika (Cëuta) bewähren (s. A. Schwob 1977, 111–119; Koller 1997).

Um 1427 wird OvW, nun ein ausrangierter Höfling, enttäuscht und verzweifelt in dem sarkastischen Lied *O snöde werlt* (Kl 11,43–48) eine makabre Beschreibung seiner Aktivitäten im Herrendienst liefern, die den völligen Kollaps jeder zivilisatorischen Disziplinierung erahnen lässt. Folgen wir der Analyse von Miller (2007, 9), so manifestiert sich im mörderischen Blutrausch des *hofmans* jener Zorn, der bei jedem einzelnen Individuum „aus dem primären, *berechtigten* Zorn des kleinen Kindes auf die schlagenden Eltern entsteht, dessen unmittelbarer Ausdruck unterdrückt wird und der sich später mit hemmungsloser Gewalt auf Unschuldige richtet“.

6. Fazit der Ausbildung zur ‚Ritterschaft‘

Ich denke, dass beim Blick auf Erziehung und Ausbildung eines Ritters gerne ein Aspekt vernachlässigt wird: die Gewalt und die dadurch hervorgerufenen Traumata (s. Siller 2006). Die Gewalt beginnt in frühester Kindheit mit der Rute und anderen strukturellen Brutalitäten in den innerfamiliären Beziehungen. Sollte Oswald je in eine Schule geschickt worden sein – A. Schwob (1977, 22) geht davon aus, dass er „ein wenig lesen, schreiben und singen lernte“ – so hat er auch dort ganz gewiss gleich mit der Rute Bekanntschaft gemacht (s. z.B. Winter 1984, 77–80; Orme 2003, 68–92). Als schwer traumatisierendes Erlebnis hat die Praxis der frühen Trennung von der Familie, eigentlich eine institutionalisierte Form der Kind-Weglegung, zu gelten (deMause 2000, 71; Beispiele bei Orme 2003,

317–321). Dieses „trauma of leaving home“ (Orme 2003, 319) konnte eine lebenslange Wunde hinterlassen, ein „Weggabetrauma“ (Frenken 1999, I 265–268), wie es in Gottfrieds *Tristan* (2068–2084) im Zusammenhang mit dem Weggang des siebenjährigen Tristan aus dem Elternhaus in die Fremde eindrucksvoll beschrieben wird.

In einem psychohistorischen Versuch (Siller 2006, 136–144) habe ich die Persönlichkeitsentwicklung, wie sie sich für OvW erahnen und rekonstruieren lässt, mit der eines Kindersoldaten („child soldiers“) verglichen und versucht, die Folgen einer solchen traumatisierenden „Gewaltsozialisation“ (Kassis 2005, 191) aufzuzeigen, die sich, eben auch bei Oswald, bis ins hohe Alter als posttraumatische Belastungsstörungen manifestieren. Was mir dabei wichtig erscheint, ist die Vermutung, dass Oswald kein Einzelfall war. Wir dürfen davon ausgehen, dass jene tausenden Kinder, deren Erziehung auf die „Entfaltung standestypischer Eigenschaften“ (Borst 1983, 320) abzielte und deren Karriere vom *Renner* und *Schildknecht* zum *Hofmann* oder Berufskrieger führte, mit Oswald nicht nur Kindheits- und Jugendform, Erziehung und Ausbildung teilten, sondern (eben deshalb) auch zu einer „Psychoklasse“, also einer Gruppe von Individuen „mit derselben Kindheitsform innerhalb einer bestimmten Bevölkerung“ (deMause 2000, 190) gehörten: Es ist die Gruppe der Ritter. Oswald war einer von jenen zahllosen Rittern, vor allem niederadligen, armen, nachgeborenen, deren kindlich-jugendliche Sozialisation von Historikern bis heute oft gedankenlos, ja zuweilen fast idealisierend mit ‚Ertüchtigung‘, ‚hartem Lebenstraining‘ und ähnlich beschrieben wird, wo adäquater von frühzeitiger Abrichtung zu Aggression und Brutalität, von ‚Kindersoldatentum‘ eben zu reden wäre. Diese Psychoklasse weist jedenfalls keine Spur von den strahlenden Rittern des höfischen Romans auf. Sie spiegelt aber wahrscheinlich in extremer Form einen Zustand wider, in dem die „Pathologie einer bestimmten kulturellen Gemeinschaft“ (deMause 2000, 12, nach Sigmund Freud) manifest wird.

Literatur (zusätzlich zur Gesamtbibliographie)

- Arentzen, Jörg und Uwe Ruberg (Hrsg.): Die Ritteridee in der deutschen Literatur des Mittelalters. Eine kommentierte Anthologie. Darmstadt 1987.
- Ariès, Philippe: Geschichte der Kindheit. Mit einem Vorwort von Hartmut von Hentig. Aus dem Französischen von Caroline Neubaur und Karin Kersten. 12. Aufl. München 1998 (= dtv 30138) [Französische Originalausgabe Paris 1960: *L' enfant et la vie familiale sous l'ancien régime*].
- Arnold, Klaus: Kind und Gesellschaft in Mittelalter und Renaissance. Beiträge und Texte zur Geschichte der Kindheit. Paderborn/München 1980 (= Sammlung Zebra – Reihe B 2).

- Borst, Otto: Alltagsleben im Mittelalter. Frankfurt/M. ¹1983 (= insel taschenbuch 513).
- Bumke, Joachim: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter. 2 Bde. München ¹1986 (= dtv 4442).
- deMause, Lloyd: Was ist Psychohistorie? Eine Grundlegung. Hrsg. von Artur R. Boelderl und Ludwig Janus. Aus dem Amerikanischen von Artur R. Boelderl. Gießen 2000 (= Psyche und Gesellschaft).
- Dinzelbacher, Peter: Gewalt im Mittelalter. Überlegungen zu ihrer mentalitätshistorischen Erfassung. In: Ders.: Religiosität und Mentalität des Mittelalters. Klagenfurt, Wien 2003, 403–428.
- Duby, George: Die Zeit der Kathedralen. Frankfurt a.M. ³1984.
- Ehlers, Joachim: Die Ritter. Geschichte und Kultur. München (Sonderausgabe) 2008.
- Grundmann, Herbert: *Litteratus – illitteratus*. Der Wandel einer Bildungsnorm vom Altertum zum Mittelalter. In: Ders.: Ausgewählte Aufsätze, Teil 3: Bildung und Sprache. Stuttgart 1978 (= Monumenta Germaniae Historica – Schriften, 25, 3), S. 1–66.
- Grundmann, Herbert: Die Frauen und die Literatur im Mittelalter. Ein Beitrag zur Frage nach der Entstehung des Schrifttums in der Volkssprache. In: Ders.: Ausgewählte Aufsätze, Teil 3: Bildung und Sprache. Stuttgart 1978 (= Monumenta Germaniae Historica – Schriften, 25, 3), S. 67–95.
- Frenken, Ralph: Kindheit und Autobiographie vom 14. bis 17. Jahrhundert. Psychohistorische Rekonstruktionen. 2 Bde. Kiel 1999 (= PsychoHistorische Forschungen 1/1 und 2).
- Kassis, Wassilis: Über die verschlungenen Beziehungen zwischen Erziehungsstil und Gewalterfahrungen männlicher Jugendlicher. In: Joachim Küchenhoff u.a. (Hrsg.): Gewalt. Ursachen, Formen, Prävention. Gießen 2005 (= Psyche und Gesellschaft), S. 175–199.
- Kühlmann, Wilhelm: Literarisierung und Zivilisierung. Anmerkungen zur Kulturanthropologie und zu ‚*De Civilitate morum puerilium*‘ (1530) des Erasmus von Rotteram. In: Schnell 2004, S. 277–294.
- Miller, Alice: Dein gerettetes Leben. Wege zur Befreiung. Frankfurt/M. ¹2007.
- Müller, Ulrich: Der mittelalterliche Autor. Eine (postmoderne) Mischung aus Lazarus, Proteus und Medusa? – oder: Autorisation und Authentizität: Mittelalterliche Liebeslyrik als Erlebnislyrik? In: Autor – Autorisation – Authentizität. Hrsg. von Thomas Bein u.a. Tübingen 2004 (= Beihefte zu editio 21), S. 83–92.
- Orme, Nicholas: Medieval Children. Yale University Press, New Haven, London 2003.
- Richter-Appelt, Hertha: Gewalt in der Familie und ihre transgenerationale Weitergabe. In: Jahrbuch für Psychohistorische Forschung 1 (2000) = Winfried Kurth und Martin Rheinheimer (Hrsg.): Gruppenfantasien und Gewalt. Heidelberg 2001, S. 9–18.
- Schnell, Rüdiger (Hrsg.): Zivilisationsprozesse. Zu Erziehungsschriften der Vormoderne. Köln u.a. 2004.
- Schreiner, Klaus: Bildung als Norm adliger Lebensführung. Zur Wirkungsgeschichte eines Zivilisationsprozesses, untersucht am Beispiel von ‚*De eruditione filiorum nobilium*‘ des Vinzenz von Beauvais. In: Schnell 2004, S. 199–237.
- Sterzinger Spiele. Die weltlichen Spiele des Sterzinger Spielarchivs nach den Originalhandschriften (1510–1535) von Vigil Raber und nach der Ausgabe Oswald Zinzerles (1886) hrsg. von Werner M. Bauer. Wien 1982 (= Wiener Neudrucke 6).

- Wander, Karl Friedrich Wilhelm (Hrsg.): Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. 5 Bde. Leipzig 1867–1880 (Nachdruck Darmstadt 1964).
- Winter, Matthias: Kindheit und Jugend im Mittelalter. Freiburg/Breisg. 1984 (= Hochschulsammlung Philosophie: Geschichte 6).